©Bayerische Akademie für Naturschutz und Landschaftspflege (ANL)

Birgit ELITZER, Anne RUFF, Ludwig TREPL und Vera VICENZOTTI

Was sind wilde Tiere?

What makes a wild animal?

Zusammenfassung
Wenn wir wissen möchten, welche Gebiete sich als Wildnisgebiete eignen und wie ihr Wildnischarakter zu erhalten oder wiederherzustellen ist, muss man wissen, was wir eigentlich mit „Wildnis“ verbinden. Die Art der Beschreibungen, die die Naturschutzforschung anfertigt, nützt uns für diese Frage selten etwas, denn fast alle Beschreibungen sind naturwissenschaftlicher Art. Wildnis ist aber kein naturwissenschaftlicher Begriff. Es gibt Wildnis nur relativ zu bestimmten Kulturen, und was Wildnis bedeutet, ändert sich mit dem historischen Wandel dieser Kulturen. Die Bedeutung in unserer heutigen Kultur wird an einer vergleichsweise sehr eingegrenzten Frage andeutungsweise zu erfassen versucht: Was meinen wir, wenn wir von „wilden Tieren“ sprechen? Für den ersten Schritt angemessen erscheint die phänomenologische als eine der wichtigen geisteswissenschaftlichen Methoden. Der für in der Regel naturwissenschaftlich ausgebildete Naturschützer naheliegende Einwand, es handele sich dabei nur um die Artikulation subjektiver, individueller Empfindungen, während die Wissenschaft nach objektiven und allgemeingültigen Aussagen zu suchen habe, wird diskutiert und zurückgewiesen.
Die sich ergebenden Typen „wilder Tiere“ sind beispielsweise „Herrscher“, „Freie“, „Listige“ und „Monstren“. In sehr unterschiedlicher Weise repräsentieren sie das, was wir mit „Wildnis“ assoziieren, wie Gefahr oder Ungebundenheit. Je nach Typ ist es erst das Vorkommen in der Wildnis, das diese Tiere zu „wilden Tieren“ macht, oder es sind die Tiere, die Wildnis überhaupt erst zu Wildnis machen.

Summary
If we want to know which areas are suitable for wilderness, and how the character of the area as a wilderness can be maintained or restored, it is necessary to know what we associate with „wilderness.“ Researchers in the realm of nature conservation normally use natural-scientific descriptions to answer these questions. This is seldom useful, as wilderness is not a concept of natural sciences. Wilderness only exists relative to specific cultures, and its meaning changes with the history of those cultures. The article tries to contribute to the solution of this problem by answering the question: what do we mean when we speak of „wild animals“? For the first step the phenomenological method – one of the main methods in the humanities – seems to be appropriate. Nature conservationists, usually only trained in the field of natural sciences, may argue that this method consists only in articulating subjective, individualistic feelings, whereas science has to search for objective, generally accepted facts and laws. This paper discusses and refutes this argument.
The resulting types of „wild animals“ are e.g. „the rulers“, „the freemen“, „the malicious“, „the monsters.“ In very different ways they represent what we associate with „wilderness,“ e.g. danger or freedom. According to the respective type, it is either the occurrence of an animal in the wilderness which turns this animal into a „wild animal“, or it is the animal that turns nature into wilderness at all.

1. Einleitung

Beim Naturschutz geht es seit einigen Jahren vor allem darum, die „natürliche Dynamik“ zu schützen. Hinter dem „konservativen“ Naturschutz, dem „statischen“ Bewahren bestimmter Zustände, z.B. besonders artenreicher Sukzessionsstadien, stecke ein Naturbild, das auf überholten ökologischen Theorien („Gleichgewichtsökologie“) beruht. In Wirklichkeit sei die Natur dynamisch. Aber angenommen, sie ist dies wirklich: Warum sollen wir dann gerade, wie es der „Prozessschutz“ versucht, ihre Dynamik schützen? Warum nicht bestimmte Zustände konservieren, wenn uns daran aus irgendeinem Grunde mehr liegt? Weil das nicht die wirkliche Natur ist? „Die Natur“ sagt uns leider nicht, was sie will. Dass wir auf die Bedürfnisse eines Tieres Rücksicht nehmen sollen, mag sich begründen lassen (die Naturschutzethiker streiten darüber). Aber „die Natur“ hat keine Bedürfnisse. Dem einen Lebewesen geht es unter den Bedingungen gut, die der Prozessschutz schafft, das andere leidet unter ihnen.

©Bayerische Akademie für Naturschutz und Landschaftspflege (ANL)

Worum geht es im Prozessschutz wirklich? Nicht um „natürliche Dynamik“, sondern um Wildnis. „Natürliche Dynamik“ ist nur ein durch die Grenzen der Disziplin bedingter unbeholfener Versuch von Ökologen, das in ihre Sprache zu übersetzen.

Was aber wollen wir eigentlich, wenn wir wollen, dass ein Gebiet Wildnis sei? Wenn wir wissen möchten, welche Gebiete sich als Wildnisgebiete eignen und was man mit ihnen machen sollte, damit ihr Wildnischarakter erhalten bleibt oder wiederhergestellt wird, muss man das wissen. Unsere Behauptung ist nun: Die Art der Beschreibungen, die die Naturschutzforschung von ihren Objekten anfertigt, nützt uns für diese Frage nichts. Fast alle Beschreibungen sind naturwissenschaftlicher Art. Wir erfahren z.B., welcher Prozentsatz der Pflanzen dem pontischen Florenelement angehört und welcher Prozentsatz der Tiere den Prädatoren. Das sagt uns aber nichts darüber, ob das Gebiet die Wünsche erfüllt, die wir an Wildnis haben. Selbst eine Angabe wie die, dass der Großteil der Vegetation dem Klimaxzustand entspricht, ist dafür allenfalls eine schwache, indirekte Hilfe.

Wildnis ist kein naturwissenschaftlicher Begriff. Das bedeutet auch: Die Behauptung, hier handle es sich um Wildnis, kann nicht durch Beobachtung als objektiv zutreffend nachgewiesen werden. Durch Beobachtung bestätigen oder widerlegen lässt sich nur die Behauptung: Das gilt als, das hält man für Wildnis. Wildnis ist ein *kultureller Begriff.* Es gibt sie nur relativ zu bestimmten Kulturen, und was Wildnis ist, ändert sich mit dem historischen Wandel dieser Kulturen, auch wenn sich an der Beschaffenheit des Gebietes, wie sie die Naturwissenschaften beschreiben können, gar nichts ändert. Wildnis war in archaischen Gesellschaften der von Dämonen bevölkerte Ort des Schreckens jenseits der Grenze des kultivierten Raumes. In der Zeit der Aufklärung war sie die übermächtige, gewalttätige Natur, die dazu taugte, in uns das Gefühl der Erhabenheit und das heißt, das Gefühl unserer Überlegenheit als moralisches Wesen über alle Natur wachzurufen. In der Romantik verkörperte sie die dunkle Seite der Natur, die aber durch den heiligen Schauer, den sie hervorrief, ein notwendigen Gegengewicht zur durch die Aufklärung entzauberten Welt bildete.

Man muss also fragen, was Wildnis in unserer heutigen Kultur *bedeutet,* wenn man wissen will, was man von der Natur einer Gegend wissen sollte, damit man sie dem Wunsch nach Wildnis angemessen behandeln kann. Wir wollen das an einer vergleichsweise sehr eingegrenzten Frage andeutungsweise versuchen: Was sind wilde Tiere? Naturwissenschaftliches Wissen hilft hier nicht weiter. Naturwissenschaftler legen bereits beim Ordnen ihrer Gegenstände Kriterien an, die uns für diese Frage überhaupt nichts nützen: Sind Angehörige der Ordnung der *Carnivora* wilde Tiere? Hauskatzen natürlich nicht (auch wenn „wild“ Bedeutungsnuancen hat, die auch auf sie zutreffen). Aber auch ein Wiesel erfüllt offenbar die Kriterien eines wilden Tieres nicht besonders gut, jedenfalls schlechter als ein Wolf. Sind „Prädatoren“ wilde Tiere? Spatzen und Marienkäfer sind ebenso Prädatoren wie ein Löwe, aber wilde Tiere sind sie nicht.

Man wird einwenden: Hier handelt es sich um subjektive, individuelle Empfindungen, und damit hat die Wissenschaft nichts zu tun, sie sucht nach objektiven und allgemeingültigen Aussagen. Da es im Naturschutz nicht nach individuellem Belieben zugehen kann – in demokratischen Gesellschaften, aber auch in jedem Verwaltungsapparat ist man auf Nachvollziehbarkeit und damit auf objektives Wissen angewiesen, subjektives Meinen reicht nicht –, können wir auf Wissenschaft nicht verzichten.

Man darf aber Wissenschaft nicht mit Naturwissenschaft gleichsetzen. Die Frage, was „wilde Tiere“ sind, ist mit naturwissenschaftlichen Mitteln nicht zu beantworten, nicht einmal zu begreifen, aber anderen Wissenschaften ist sie durchaus zugänglich. Es handelt sich allerdings auch nicht, wie man vielleicht meinen könnte, um eine Frage der Psychologie oder der empirischen Sozialforschung. Wir wollen nämlich nicht (in erster Linie) wissen, nach welchen Gesetzen ein Mensch auf bestimmte Reize reagiert, die z.B. von einem besonders großen Tier ausgehen, oder ob vielleicht ein Mensch, der als Kind mit wilden Tieren zu tun hatte, diese mit bestimmter Wahrscheinlichkeit später nicht mehr als bedrohlich empfindet, oder wie viel Prozent der Bevölkerung aus welchen sozialen Schichten sich von Schlangen abgestoßen fühlen. Es geht vielmehr darum, was wir *meinen,* wenn wir ein Tier ein „wildes Tier“ nennen, oder aufgrund welcher symbolischen Bedeutungen der Eigenschaften eines Tigers wir uns dazu veranlasst sehen, eher ihn und nicht etwa einen Fuchs oder ein Reh als Prototyp eines wilden Tieres anzusehen.

2. Methode

Die dafür angemessene Methode ist zunächst die phänomenologische[1]. Sie besteht im Kern darin, eigene „Erfahrungen“ mit „Phänomenen“ – wozu etwa auch gehört, dass man durch Erfahrung weiß, was die angemessenen Begriffe für die Nuancen des Phänomens sind – zu *artikulieren.* Was zuerst einfach zu sein scheint, etwa dass ein bestimmtes Tier das Attribut wild verdient, differenziert sich dabei in ein zunehmend komplizierteres Gefüge von Bedeutungen, von Beziehungen zwischen ihnen, von Bedingungen, unter denen bestimmte Zuschreibungen gelten oder nicht gelten usw.

Wer unter „Wissenschaft“ Naturwissenschaften oder auch empirische Sozialforschung zu verstehen gewohnt ist, wird allerdings den genannten Einwand noch nicht zurückziehen: Ein wichtiges Kriterium von Wissenschaftlichkeit fehle, die Objektivität. Artikuliert werden ja *subjektive* Erlebnisse, Eindrücke, Gewohnheiten etc.

Darauf kann die Phänomenologie aber antworten. Immerhin ist das, was artikuliert wird, nicht ein subjektives *Meinen,* sondern ein *Wissen.* Zudem handelt es sich um eine *Analyse,* und wie jede Analyse kann sie unterschiedlich präzise, schlüssig, differenziert usw. ausfallen und in diesem Sinne das Kriterium von Wissenschaftlichkeit unterschiedlich gut erfüllen. Aber, so könnte man gegen diese Verteidigung der phänomenologischen Methode wiederum einwenden, es bleibt immer

[1] Es handelt sich um eine der wichtigen geisteswissenschaftlichen Methoden. Vgl. für eine erste Orientierung z.B. SEIFFERT 1983, Kap. 2 Phänomenologie, ausführlich z.B. STRASSER 1964. „Phänomenologie“ wird sehr unterschiedlich gebraucht. Was in der Philosophie oder in der Physik so genannt wird, hat in der Regel nur entfernt mit dieser phänomenologischen Methode zu tun.

©Bayerische Akademie für Naturschutz und Landschaftspflege (ANL)

noch die Analyse eines Phänomens, das niemandem außer dem Analysator zugänglich ist. Die Richtigkeit der Ergebnisse scheint nicht nachprüfbar. Und selbst wenn sie richtig sein sollten (der Analysator bringt wirklich das zum Ausdruck, was er an dem Phänomen erfahren hat): Sie betreffen etwas Einzelnes, interessiert sind wir aber an allgemeingültigem Wissen.

Dazu ist jedoch anzumerken:
Erstens: Es handelt sich bei den phänomenologisch analysierten Phänomenen (typischerweise) nicht um Fälle in dem Sinn, wie eine naturwissenschaftliche Beobachtung ein Fall ist, dem viele weitere mit gleichem Ergebnis hinzugefügt werden müssen, bis man in einem induktiven Schluss eine Verallgemeinerung (eine statistisch gesicherte Aussage) treffen kann. Es handelt sich eher um etwas von der Art des Beispiels in den Rechtswissenschaften, wo ein bestimmter allgemeiner Begriff, etwa „Unterschlagung", möglicherweise an einem einzigen Beispiel hinreichend erklärt und geklärt werden kann (vgl. SEIFFERT 1983, S. 49).

Zweitens: Man könnte, in Anlehnung an die Naturwissenschaften, das phänomenologische Verfahren so beschreiben: Jemand setzt sich selbst, in der ganzen Differenziertheit seiner gesammelten Erfahrungen, als Analyseinstrument ein. Damit ist klar, dass die *wissenschaftliche Überprüfung* seiner Analyse *nur* von denen vorgenommen werden kann, die über das gleiche Instrumentarium verfügen, d.h. den gleichen Erfahrungshintergrund haben. Diese *können* es aber auch überprüfen. Deren, und zunächst nur deren kritischer Prüfung, d.h. Diskussion, setzt er seine Aussagen aus. Diese Einschränkung kann aber nicht als Einwand gelten: denn objektive Gültigkeit behauptet jemand, der phänomenologisch vorgeht, für seine Aussagen ja auch nur für *diesen* Kreis. Er behauptet: Für diejenigen, welche den gleichen Erfahrungshintergrund haben wie ich, sind meine Aussagen richtig. Das ist im Rahmen dieser Methode selbstverständlich, auch wenn es nicht eigens betont wird, sondern man z.B. sagt, „das empfinden *wir* als wildes Tier", als ob man für die Menschheit spräche, oder sagt, „das *ist* ein wildes Tier", als ob man eine objektive Aussage über das Tier (statt über die Empfindung oder Meinung bestimmter Kreise von Menschen) machen wollte. Es handelt sich bei der Artikulation dessen, was in „das ist ein wildes Tier" steckt, nicht um die Analyse einer rein individuellen Erfahrung, sondern um die Analyse eines *kulturellen* Begriffs, und das heißt immer, dass sie für einen bestimmten Kreis von *allgemeiner* Bedeutung ist.Es gibt keinen kulturellen Begriff, der nur für ein Individuum Geltung hätte.

Drittens: Die Beschränkung auf den Kreis derer, die den gleichen Erfahrungshintergrund haben, ist nur vorläufig. Was für andere gilt – solche, zwischen deren Erfahrungshintergrund und dem unseren ein Bruch besteht, etwa, weil sie Menschen einer anderen sozialen Klasse, einer anderen Kultur, eines anderen Zeitalters sind – ist uns ja nicht unzugänglich: Hier sind die Verfahren der Übersetzung und der Interpretation, d.h. es ist die Methode der Hermeneutik anzuwenden.

Wie sind wir vorgegangen? Wir haben zunächst uns selbst befragt, welche Kombinationen von Eigenschaften wir meinen, wenn wir ein Tier ein wildes Tier nennen, und welche Typen von wilden Tieren – gemäß unterschiedlicher Kombinationen solcher Eigenschaften – wir unterscheiden. Dabei wurde unterstellt, dass unsere Auffassung typisch ist für unsere Kultur. Selbstverständlich haben wir berücksichtigt, dass wir etwas über das Denken in dieser Kultur zu unserer Frage wissen; wir wissen ja, dass es in ihr Menschen gibt, die anders denken und empfinden als wir. Und wir haben, um das Ergebnis zu überprüfen, gezielt Menschen befragt, von denen wir Gründe hatten anzunehmen, dass sie einigermaßen typische Repräsentanten dieser Kultur sind. Es wurden also solche ausgeschlossen, bei denen stärkere Abweichungen vom Typus zu vermuten sind, insbesondere engagierte Naturschützer.

Wir mussten weiter unterstellen, dass es überhaupt sinnvoll ist, von etwas für unsere Kultur Typischem zu sprechen – obwohl diese Kultur doch in Klassen und Schichten, in Weltanschauungs- und Lebensstilgruppen usw. zerfällt, alle mit eigener „Subkultur", und obwohl unsere Kultur sich heute merklich von dem unterscheidet, was sie vor einigen Jahrhunderten, ja Jahrzehnten war – auch im Hinblick auf unsere Frage. Es lässt sich begründen, dass und in welcher Hinsicht diese Annahme sinnvoll ist; wir können das hier aber nicht ausführen (klassisch für eine Möglichkeit: der Objektivitätsaufsatz von Max WEBER 1904). Wir haben also Typen von „wilden Tieren" erstellt, wie *man* sie, nach unserer Vermutung, erstellt. Dabei sind wir nicht deduktiv vorgegangen. Das bedeutet: Das Ergebnis ist kein in irgendeiner Hinsicht vollständiges Klassifizierungssystem; man kann diesen Typen nach Belieben weitere hinzufügen. Man kann sie auch auflösen und Typen nach anderen Kriterien bilden. Doch vermuten wir, wie angedeutet, eine gewisse Präferenz in unserer Kultur für unsere Typen.

Präferenz muß hier nicht heißen, dass die *Mehrheit* unsere Typen bevorzugt. Denn was ist hier mit „Typ" gemeint? Zunächst: Ein Typ ist etwas anderes als eine Klasse. Klassen können zu einer vollständigen Einteilung dienen, Typen nie. Man kann immer noch weitere Phänomene finden, die sich keinem Typ einfügen oder einem bisher unbekannten. Einer Klasse gehört ferner ein Objekt aufgrund definierter Merkmale an oder nicht, und wenn es ihr angehört, gehört es ihr nicht mehr und nicht weniger an als irgendein anderes Element der Klasse. Ein Typ aber hat ein Zentrum, eben *den* Typ. Dem stehen die einzelnen Phänomene, die man ihm zuordnet, mehr oder weniger nahe. Das Zentrum muss nicht homogen sein. Es ist nicht von vornherein klar, dass es ein Tier gibt, das besser als alle anderen den Typ der wilden Tiere repräsentiert. Es könnte auch sein, dass es mehrere gibt, und nur sie alle zusammen, in ihrer Verschiedenheit, machen das Zentrum aus. Der Typ ist auch nicht durch den Durchschnitt all dessen bestimmt, was sich um das Zentrum lagert. Auch ist er nicht aufgrund besonderer Häufigkeit zum Typ erklärt worden, sondern weil er „markant" ist. Das gilt ebenso für das Typische einer Kultur wie für einen Typ von Tieren. Dass er uns markant erscheint, liegt daran, dass wir ihn selbst „durch gedankliche Steigerung bestimmter Elemente der Wirklichkeit" (Max WEBER 1904 (1956, 234)) *konstruiert* haben. Dabei unterstellen wir aber, dass wir ihn nicht nach Belieben erdacht haben (er „erscheint" uns ja, wir empfinden ihn nicht als von uns konstruiert), sondern dass „unsere Kultur" ihn so entwickelt hat. Und „unsere" Kultur muss wiederum nicht die der Mehrheit sein oder das Typische an ihr nicht das, was dem Durchschnitt entspricht. Was wir „typisch englisch" nennen, ist keineswegs das, was wir an der Mehr-

©Bayerische Akademie für Naturschutz und Landschaftspflege (ANL)

heit der Engländer oder an einem durchschnittlichen Exemplar von diesen beobachten. *Warum* eine bestimmte Kultur bestimmte Eigenschaften, Verhaltensweisen usw. für so markant hält, dass sie damit die Vorstellung des Typischen verbindet, ist keine Frage der Phänomenologie mehr, und wir sind ihr folglich nicht nachgegangen.

3. Typen von wilden Tieren

Die Herrscher

Die *Herrscher* verkörpern mehr als alle anderen den Typ der wilden Tiere. Wo sie sind, ist Wildnis. Es gibt den König der Wüste und den Herrscher des Dschungels. Andere gehören dem herrschenden Adel an, ohne doch selbst Könige, also unumschränkte Herrscher ihres Reiches zu sein. Wieder andere sind dies zwar, doch wirken sie nicht majestätisch genug für die Königswürde. Der König der Wüste ist der Prototyp der Herrscher. Keiner kommt ihm an Majestät gleich, er ist der König *der Tiere.*

Die Herrscher sind mächtig. Darum sind sie frei. Die Könige sind die mächtigsten unter ihnen; keiner kann ihnen gefährlich werden. Darum sind sie ruhig, unaufgeregt. Sie sind gewalttätig, aber nicht grausam. Sie sind auch nicht blutrünstig wie ein Marder, der nicht aufhört zu töten, bis sich nichts mehr regt. Der Löwe ist, obwohl er wie der Marder zu den Raubtieren gehört, gar kein Räuber, er nimmt sich nur seinen Tribut. Er ist nicht nur klug, er ist auch weise: Er nimmt nur, was er braucht, den Rest lässt er großzügig den Hyänen und Schakalen. Man darf die Herrscher – das ist bei Mächtigen niemals ratsam – auf keinen Fall reizen. Aber sie reagieren nicht mit blinder Raserei. Der Eisbär tötet den lästigen Störenfried mit einem einzigen Prankenhieb, wie nebenbei.

Die Herrscher sind schön. Der Anblick der Könige aber ist vor allem würdevoll und erhaben. Manchen unter den Herrschern mangelt es allerdings sowohl etwas an Schönheit als auch an Erhabenheit: Der Braunbär ist zwar von respektgebietender Gestalt, aber er ist nicht majestätisch wie der Löwe und auch nicht muskulös-elegant wie der Jaguar, er ist plump und zottig. Darum kann er auch nicht König oder auch nur Herr der Berge und Wälder heißen. Er muß sich sogar den Titel eines Meisters (Meister Petz) gefallen lassen. Zweifellos gehört er zu den Herrschern und damit auch zu den besonders wilden Tieren. Aber seine Wildheit ist anderer Art: Es ist die der plumpen, zottigen Riesen, die früher die Berge bewohnten, oder die der Hinterwäldler. In Gefangenschaft ist der Bär weniger eine tragische Gestalt, wie der Tiger hinter Gittern, sondern ein lächerlicher, nur bejammernswerter Tanzbär. Der Tiger ist auch im Käfig noch ein wildes Tier, der Tanzbär ist keines mehr.

Doch auch dem Tiger oder dem Jaguar fehlt es, trotz ihrer Eleganz und obwohl sie uneingeschränkte Herren des Dschungels sind, etwas an Majestät; sie heißen darum auch nicht Könige. Ihr Verhalten ist nicht immer königlich, sie haben etwas von Raubrittern. Ihre Kampfweise ist nicht offen, sie schleichen sich an, liegen auf der Lauer, und sie sind auch nicht ohne Grausamkeit und Blutgier. Gleiches gilt für den Wolf, der zudem im Rudel jagt. Er ist nicht der König der Taiga, Könige leben einsam. (Der Wüstenkönig lebt, anders als die neueren Tierfilme glauben machen wollen, einsam, allenfalls hat er seinen Harem um sich; in alten Abenteuerromanen wird niemand von einem Löwen*rudel* angegriffen.) Gleichwohl ist der Wolf ein edles, zur Herrscher-, d.h. Kriegerkaste gehörendes Tier. Ja, er hat sein Reich, in dem er nahezu souverän herrscht. Er ist Jäger, er ist klug, ausdauernd und von wilder Schönheit, und nicht zuletzt gibt es auch den einsamen (Steppen-)Wolf, und es gibt Leitwölfe, also Führer[2)].

Raubtiere wie Panther und Luchs sind zwar Tiere von hohem Adel, aber sie sind keine Könige oder unumschränkte Herrscher anderer Art – über ihnen sind stärkere. Sie können sich die vollkommene majestätische Ruhe nicht leisten, sie leben unsichtbar, denn sie stehen, anders als der überlegene Löwe, ständig im Kampf mit anderen Herrschern. Doch verstecken sie sich nicht aus Angst, gar Feigheit, sondern aus Vorsicht, und ob sie vorsichtig sind, weil sie vor Feinden auf der Hut sein müssen oder weil sie angreifen wollen, ist kaum zu unterscheiden. Ihr Angriff ist der blitzschnelle Sprung aus dem Dickicht.

Aber gerade Panther, Luchs, Wolf bilden den Prototyp des *wilden* Tieres, nicht etwa der Löwe; er ist nur der Prototyp der Gruppe der Herrscher. Er ist zu majestätisch, um an *Wildheit* dem lauernden Panther und dem hetzjagenden Wolf gleichzukommen. Der Löwe verkörpert nicht in gleichem Maße die überall lauernde Gefahr der Wildnis wie der Panther und nicht ihre gnadenlose Härte wie der wochenlang die schneebedeckte Taiga nach Beute durchstreifende und sie dann tagelang hetzende Wolf.

Die Könige haben ein weites Reich. Es muss sich ihrem Herrscherblick offen darbieten. Auch darum sind die weiten Ebenen der Steppe, die Wüste, die Berge, die Arktis der Typ von Wildnis, in dem sie herrschen. Diese Gebiete sind karg und lebensfeindlich (man bedenke: der Löwe ist der Wüstenkönig, nicht der Savannenkönig). Der Kampf ist deshalb mehr gegen die Härte des Klimas zu führen – und sie führen ihn souverän, ohne sich zu quälen – als gegen andere Tiere, die ohnehin keine ebenbürtigen Gegner sind. Anders ist es bei den Herrschern des Dschungels: Sie sind Teil des unaufhörlichen Kampfes aller gegen alle, wenn sie auch immer die Sieger sind und beim allgemeinen Fressen-und-gefressen-Werden nie gefressen werden. Aber sie gehören doch zu diesem Kampfgetümmel und sie müssen ständig auf der Hut und ständig sprungbereit sein, denn ihr Herrschaftsgebiet ist nicht auf einen Blick überschaubar: Das Dschungel-Dickicht ist unübersichtlich. Während der Löwe typischerweise schläft – ihm droht auch dann keine Gefahr – ist eine schlafende Raubkatze des Dschungels eine ungewohnte Vorstellung. Selbst der mächtige Tiger schläft nicht; nicht nur, weil er in dem Dickicht immer bereit sein muß, unerwartet auf Beute zu treffen, sondern auch, weil der Dschungel eine ständige Bedrohung ist; auch wenn den Tiger keiner im offenen Kampf besiegen kann: Im Dschungel lauern andere, heimtückische Gefahren.

Wo die Herrscher sind, ist Wildnis. Sie sind es eigentlich, die Wildnis erst wirklich zur Wildnis machen. Trotz der Härte des

[2)] Wagners Wotan wurde, wenn er als Wanderer den wilden Wald durchstreifte, „Wolfe“ genannt, und Hitler ließ sich von Winifred Wagner mit „Wolf“ anreden.

©Bayerische Akademie für Naturschutz und Landschaftspflege (ANL)

Klimas in der Tundra, trotz des alles verschlingenden Charakters allein schon der Pflanzenwelt des Dschungels: Ohne Wölfe, ohne Tiger und Panther würde doch etwas zur Wildnis fehlen. Weil die Herrscher Wildnis *verkörpern,* sind sie nicht auf Wildnislandschaften angewiesen, um wilde Tiere zu sein: Sie machen ein Gebiet zur Wildnis. Mit den Wölfen kehrt die Wildnis nach Nordostdeutschland und sogar (in dem Film „Wolfen") nach Manhattan zurück. Auch hier kann der täppische Braunbär wieder nicht ganz mithalten: Wenn er in rumänischen Städten die Mülltonnen leert, reiht er sich eher in die Gesellschaft der Ratten und Krähen und anderer heruntergekommener Stadtbewohner ein, als dass er die Wildnis in die Stadt brächte.

Die Blindwütigen

Die *Blindwütigen* sind ebenfalls mächtig. Sie herrschen aber nicht. Sie verlangen von niemandem etwas, kein Tier muss ihnen Tribut zollen. Niemand muss sie fürchten, der sie in Ruhe lässt. Sie sind an sich friedlich. Aber wehe, wenn sie gereizt werden. An Wehrhaftigkeit überbietet sie keiner. Ihre Kraft ist gewaltig, ihr Körperbau massig, wuchtig; ihrem Wüten hält niemand stand: nicht dem Nashorn, nicht dem Nilpferd, nicht dem Elefanten, nicht einmal dem Wildschwein[3]. Sie töten nicht mit souveränem Prankenhieb oder gezieltem Biss, sie rasen und toben in blinder Wut. Es ist eher Unglück, nicht Mangel an Tapferkeit oder Kampfkraft, dabei zu Tode zu kommen.

Ihr Aussehen ist weder würdevoll noch schön, im Allgemeinen sind sie ausgesprochen hässlich. Sie sind auch nicht von besonderer Intelligenz, ja sie sind, wie das Nashorn und das Nilpferd, dumpf. Eine Ausnahme ist der Elefant: Er ist klug, sogar weise, und man kann in ihm sogar etwas Majestätisches sehen. Er ist auch ein freies Tier, denn er durchzieht in endlosen Märschen die weiten Savannen. In mancher Hinsicht ist er den Herrschern ähnlich – doch herrscht er eben nicht, er will im Grunde nur seinen Frieden, fordert von niemandem Tribut.

Die Blindwütigen haben, wie der Herrscher auch, die Wildnis nicht nötig, um wilde Tiere zu sein. Sie müssen nicht einmal, äußerlich gesehen, frei sein. Sogar Haustiere können sie sein und doch wilde Tiere bleiben: Ausgerechnet der Stier könnte durchaus als Prototyp der Blindwütigen gelten; und gerade in kultivierten Räumen zeigt sich ihre Wildheit erst richtig. Der Elefant trampelt in rasender Wut ganze Dörfer nieder, nicht Wälder. Die Blindwütigen machen den Raum, in dem sie leben, anders als die Herrscher, aber nicht zur Wildnis. Dadurch, dass in Berlin die Wildschweine durch die Straßen laufen, ist nicht die Wildnis in die Stadt zurückgekehrt. (Ein Wolf am Stadtrand hätte eine andere Wirkung.) Dadurch *verwildert* – was etwas ganz anderes ist als die Rückkehr der Wildnis – die Stadt aber auch nicht, anders, als wenn Ratten sie bevölkern.

Die Freien

Wild zu sein bedeutet immer auch, frei zu sein. Der Löwe ist frei, weil vor ihm alle zittern und er vor keinem. Der Stier ist selbst als Haustier frei und deshalb wild, weil ihn keine Fessel dazu bringt, sich zu unterwerfen, er bleibt unberechenbar. Die *Freien* aber sind einfach nur frei. Sie leben, den Königen gleich, in endlosen Weiten wie die Wildpferde in der Gobi, oder in großer Höhe wie der Steinbock und der Adler, wo der Blick ins Endlose schweifen kann und um sie nur noch Himmel ist. Und vor allem bewegen sie sich mit Leichtigkeit fort, mühelos über weite Entfernungen. Deshalb sind sie ungefährdet. Wenn ein Feind kommt, dann fliehen sie nicht, sondern sie entfernen sich mit leichter Mühe. – Das zeugt aber nicht von Feigheit, sondern von Weisheit: Sie wollen keinen Kampf. Ihren dumpfen und brutalen Gegnern gehen sie deshalb einfach aus dem Weg. So ungefährdet sie sind, so ungefährlich sind sie. Der Freie hat es nicht nötig, anderen gefährlich zu sein. Er ist auch zu klug dazu – jeder Kampf ist gefährlich, warum soll er sich in Gefahr bringen? Er weiß, was wirklich wertvoll ist: Seine Freiheit ist ihm alles. Er ist nicht grausam, niedere Lüste wie die an Angst und Schmerz der anderen sind ihm fremd. Einen Wutausbruch kann man sich bei ihm gar nicht vorstellen. Weil sie ihre Unabhängigkeit nicht durch Abschrecken anderer wahren müssen, müssen sie auch keinen massigen oder in anderer Weise bedrohlich wirkenden Körperbau haben. Sie können es sich leisten, schön zu sein. Dies auch, weil die Freien über die Mühsal des Lebens erhaben sind: Sie müssen sich nicht mühsam verteidigen, sie müssen weder arbeiten noch herrschen, nicht jagen oder Tribut einfordern. Erhaben wird ihr Anblick meist durch den Raum, den hohen Berg, den weiten Himmel. Bei manchen genügt aber schon die eigene Gestalt. Sie sind dann nicht einmal auf weiten Raum angewiesen, um zu den Freien zu gehören. Der Hirsch kann auch in den Wäldern – doch immerhin: den weiten Wäldern, nicht im Flurgehölz, wo das Reh lebt – umherschweifen. Er entspricht dem Idealtyp des *Hochwilds.* Ein solch majestätisches Tier, überhaupt eines der *freien* Tiere zu töten ist fürstliche Freude, ist männlich Verlangen nicht weniger als das Erlegen eines Wolfes oder Bären, obwohl die Phantasie eines heldenhaften Kampfes sich doch kaum einstellen mag, wenn man einen wehrlosen Hirsch oder Adler abschießt.

Der Adler ist zwar der mächtigste Herrscher in seinem Reich, aber uns ist er nicht gefährlich, und vor allem ist der Eindruck des freien Fluges so beherrschend, dass man ihn deswegen – wie andere Vögel, die sich aufschwingen, etwa die Möwen über der stürmischen See – zu den Freien und nicht zu den Herrschern rechnen möchte. König der Lüfte heißt er wohl eher wegen seines majestätischen Fluges und nicht, weil er der Stärkste unter den Raubvögeln ist. Der Wal, einst ein massiges, blindwütig tobendes und grausam-gefährliches Meeresungeheuer, ist durch die nun schon über drei Jahrzehnte währende Allgegenwart der Ideologie von der ökologischen Harmonie zwar friedlich, ja freundlich geworden, aber doch nicht, wie so viele andere, zum „wichtigen Glied des Ökosystems" domestiziert (denn wozu der Wal gut sein soll, weiß man nicht so recht zu sagen). Statt dessen ist er zum *freien* Tier geworden: Er durchpflügt die weiten Wasserwüsten von der Arktis bis zum Äquator und taucht in unendliche Tiefen. Sogar seine Gestalt hat etwas Elegantes angenommen.

[3] Ein wilder Eber, behauptet Hagen, habe Siegfried getötet, nicht etwa ein Wolf oder ein Bär. Mit denen wäre er, der größte Held, sicher fertig geworden.

©Bayerische Akademie für Naturschutz und Landschaftspflege (ANL)

Nicht alle Freien sind wilde Tiere. Es ist das Leben in der Wildnis, das sie zu wilden Tieren macht, so wie das Leben in freier Natur sie zu Freien macht. Schwalben, Mauersegler leben in der freien, weiten Natur – am Himmel nämlich –, selbst wenn sie in Stadt und Dorf brüten. Sie haben alle Eigenschaften der Freien, die Leichtigkeit des sich aufschwingenden Fluges, es ist unmöglich, sie zu erbeuten, sie ziehen in die Ferne, aber wilde Tiere sind sie nicht: Sie leben nicht in der Wildnis. Der Adler im Käfig ist, anders als der Tiger, kein wildes Tier mehr, und man empfindet es als Betrug, dass einem das Fleisch von im Gatter gehaltenen Hirschen als Wild verkauft wird. Die Freien sind, anders als der Stier, nur frei, wenn sie tatsächlich frei sind, und nur dann sind sie schön, erhaben oder von leichter Eleganz (der Adler im Käfig ist ein schmutziger, struppiger Vogel). Und wild sind sie nur in der Wildnis, die freilich, wie bei den Herrschern, auch *durch* sie zur Wildnis wird. Sie machen die Wildnis aber nicht zum Ort der Gefahr, sondern zum Raum der Freiheit, was ihr nicht weniger wesentlich ist.

Die Scheuen

Die Freien sind nicht wehrhaft, sie haben das gar nicht nötig. Die *Scheuen* hätten es nötig, denn sie sind nicht nur schwach, sie können sich auch nicht souverän den Feinden entziehen. Schlauheit, um das auszugleichen, fehlt ihnen auch, wie man z.B. aus der Geschichte vom Hasen und vom Igel weiß. So müssen sie in ständiger Angst leben. Der Hase schläft mit weit aufgerissenen Augen, die zierliche Gazelle hebt nach jedem Bissen den Kopf, um zu sehen, ob der Feind sich schon am Horizont zeigt, ähnlich das sprichwörtlich scheue Reh. Der Hase wechselt nicht, wie der Hirsch, bei Gefahr mit einigen leichten Sprüngen den Ort, sondern rennt hakenschlagend so schnell er nur kann. Die vielen Vögel, die in diese Gruppe gehören, schwingen sich nicht lässig mit sichtlicher Verachtung für den Feind empor, sondern flattern in panischer Angst auf. Die Scheuen leben versteckt im Gebüsch oder ducken sich ins Gras. Sie sind aber nicht feige, sonst wären sie verächtlich. Doch das sind sie keinesfalls, sie verdienen nur unser Mitleid. Bejammernswert sind sie allerdings nicht. Die meisten sind dazu zu schön, zu zierlich, sie bieten kein Bild des Jammers. Ihre Schönheit ist nicht die strahlende, atemberaubende der Herrscher und der Freien, sondern eine zarte, liebenswürdige, schutzbedürftige Schönheit, und oft, besonders in Gefangenschaft, sind sie nur hübsch, niedlich, putzig, süß. Sie zu töten, ist keine Heldentat. Sie gehören nicht zum Hoch-, sondern zum Niederwild, auch das gemeine Volk darf sie jagen. Wer gar die allerschönsten und schutzbedürftigsten unter ihnen tötet, die Singvögel, ist ein gemeiner Mörder, wie die Hauskatzen, die Elstern und die Italiener.

Wilde Tiere sind die Scheuen an sich nicht – es ist so gar nicht Wildes an ihnen. Sie können aber zum *Wild* gehören, zu den Tieren also, die draußen in Wald und Flur leben, die auch, anders als das Weidevieh, *das Wilde* in der Kulturlandschaft sind und deren Daseinssinn darin besteht, gejagt zu werden. Und sie können Tiere in der Wildnis sein. Doch tragen sie nichts dazu bei, dass die Wildnis Wildnis ist. Ein wildes Gebirge wird noch wilder dadurch, dass es dort Adler und Bären gibt, nicht aber durch Rehe und Meisen. Die Wildnis ist eigentlich nicht der Ort, an den die Scheuen gehören. Sie erdulden sie, aber lieber lebten sie in kultivierten Gegenden. In der Wildnis sind in erster Linie sie, die nichts Kämpferisches an sich haben, die Opfer des allgegenwärtigen Kampfes. Darum sind sie gerade dort scheu. Die Amsel war noch im späten 19. Jahrhundert ein „scheuer Waldvogel“, in der Stadt hat sie ihre Ängstlichkeit abgelegt. Die Scheuen sind nicht Tiere der Wildnis, sondern eher Tiere des Paradieses, dort bräuchten sie sich nicht mehr zu fürchten. Wenn man sie vielleicht doch manchmal für Tiere der Wildnis hält, dann liegt das zum einen daran, dass sich die Vorstellungen von Wildnis und Naturharmonie seit mythologischen Zeiten in gewissem Grade überschneiden und ergänzen. Zum anderen wurde es sicher auch durch die seit über drei Jahrzehnten andauernde Werbekampagne für die „letzten Paradiese“ befördert[4]. Selbst der Dschungel, die grüne Hölle, ist zum bedrohten paradiesischen Regenwald geworden. – Weil sie nichts Wildes an sich haben, können die Scheuen auch weder die Wildnis in die Zivilisation zurückbringen noch zur Verwilderung beitragen.

Die Listigen

Die Herrscher sind immer klug; wenn sie Könige sind, sind sie auch weise. Die Freien haben ihre eigene Art von Weisheit, eine Weisheit, die sie ihre Unabhängigkeit zu schätzen lehrt. Besonders pfiffig oder gar gerissen sind beide nicht. Andere aber verdanken alles ihrer Schläue. Das ist die Intelligenz der Kleinen, körperlich Unterlegenen. Die *Listigen* sind keine friedfertigen Tiere. Mit List entgehen sie den Nachstellungen der Herrscher, und gleichzeitig jagen sie damit anderen ab, was eigentlich diesen zusteht. Sie sind also eher Diebe als Räuber, allenfalls kleine Räuber, die sich mit Beute wie Mäusen zufriedengeben müssen, die von Großen verschmäht wird, von der sie aber ganz gut leben können. Sie haben sich, anders als die Herrscher, schlau wie sie sind solche Beute ausgesucht, die sie in keine Gefahr bringt und die immer reichlich vorhanden ist. Wölfe müssen Hunger leiden, bei Füchsen und Katzen kann man sich das kaum vorstellen. Die Grenze zu den unteren Rängen der Herrscher allerdings ist fließend, sie hängt auch sehr davon ab, wo das Tier gerade lebt. Die Wildkatze ist so ein Grenzfall. Sie ist kein Dieb, sie ist ein Raubtier. Doch dass sie so klein ist, zwingt sie dazu, sich auf ihre Intelligenz, ihre Wachsamkeit, ihren scharfen Blick zu verlassen wie die Listigen. Sie ist auch deshalb nicht zu den Dieben zu zählen, weil sie in der Wildnis lebt, wie es ja überhaupt im Wald keine Diebe gibt; deren Ort ist die Stadt, während zu einem richtigen Wald Räuber gehören. Der Fuchs, der listigste von allen, aber auch der Marder, der Iltis, der Waschbär und die Elster sind in den Siedlungen Diebe. Diese Tiere sind nicht alle und wenn, dann nur bedingt, wilde Tiere. Dass sie zu den Listigen

[4] Nicht zuletzt der „Wildnisboom“, die Anziehungskraft, welche die disharmonische, chaotische, gefährliche Wildnis auf Scharen sogenannter Abenteurer neuerdings ausübt, zeigt, daß die jahrzehntelang dominierende Vorstellung von der Natur als einer harmonischen an Kraft verloren hat zugunsten ambivalenter Vorstellungen, wie sie früher schon zu finden waren. Bereits die traumhaft schönen und zugleich unheimlichen Dschungelbilder des französischen Malers Henri Rousseau (1844-1910) bringen diese Mehrdeutigkeit des Dschungels gut zum Ausdruck. Siehe dazu auch: HOHEISEL, TREPL u. VICENZOTTI (2006): Berge und Dschungel als Typen von Wildnis, in: Ber. ANL 29, S 46.

©Bayerische Akademie für Naturschutz und Landschaftspflege (ANL)

gehören, reicht dafür noch nicht. Es muss etwas hinzukommen, was sonst andere Typen auszeichnet, beim Marder der Blutrausch, bei der Katze die Unberechenbarkeit und Unbeherrschbarkeit, die Kampfentschlossenheit und die rasende, eben wilde Art der Verteidigung – beim Jagen rast sie nicht, da ist alles berechnend, gezielt und präzise; auch ihr Rasen bei der Verteidigung ist etwas ganz anderes als blindes Wüten.

Ob die Listigen auf Wildnis angewiesen sind, um wilde Tiere zu sein, ist nicht eindeutig zu beantworten, ebenso, ob sie die Wildnis mitbringen, wenn sie sich ausbreiten. Der Fuchs ist im Wald wild, ist ein Raubtier, im Dorf ist er nur ein Dieb. Er bringt damit nicht die Wildnis ins Dorf und er bringt sie auch nicht in die Stadt zurück. Der Marder schafft das schon eher. Er ist eben von sich aus ein wildes Tier, er ist nicht nur blutrünstig, er ist unsichtbar, eine Gefahr aus dem Nichts, und er ist heutzutage offensichtlich ein geschworener Kämpfer gegen die Zivilisation, ohne dass das, wie im Falle der Ratten, dazu führt, dass sie verkommt, also verwildert. Wenn sich aber heute die Wildkatze wieder ausbreitet, ist das eindeutig eine Rückkehr zur Wildnis, nicht anders als beim Luchs und beim Wolf.

In der Wildnis tragen die Listigen wesentlich dazu bei, dass sie Wildnis ist: Sie sorgen dafür, dass sie zwar nicht für uns, aber für die meisten ihrer Bewohner ein gefährlicher Ort ist, sorgen vor allem für die Unberechenbarkeit und Allgegenwart der Gefahr. Denn das macht ja den Listigen aus: dass man ihn nicht einschätzen kann.

Die Dämonischen

Was ein nächtliches Leben führt, ist auf eine finstere Art klug, auf eine unheimliche Art intelligent und hat dies auch nötig. Es muss den Tag scheuen, es weiß den Schutz der Nacht zu nutzen, und es weiß, dass man aus seiner Deckung heraus mühelos auch Starke überwältigen kann. Die Deckung, die die Finsternis dem Angriff des Bösen bietet, ist überall. Tags kann man den gefährlichen Orten ausweichen, aber nachts ist die Gefahr allgegenwärtig. Darum ist die Nacht unheimlich. Auch ihre Tiere sind unheimlich. Man hört die nächtlichen Jäger nicht, nicht einmal im letzten Moment. Was man hört, ihre Rufe, kündigt nicht den Angriff an, es verleiht nur dem unheimlichen Charakter der Nacht Ausdruck. Die nächtlichen Jäger sind hässlich, man kann aber auch etwas Faszinierend-Schönes, eine dämonische Schönheit an ihnen finden.

Die Nacht gehört seit jeher der Wildnis. Deren Dämonen, tags aus den Dörfern verbannt, kehrten Nacht für Nacht in sie zurück. Das Nachtgetier, vornehmlich Eulen und Fledermäuse, hat durchwegs etwas Dämonisches. Mit den anderen Dämonen kommen auch die dämonischen Tiere allnächtlich aus der Wildnis in die Siedlungen der Menschen, und die Wildnis kommt mit ihnen.

Die Dämonischen sind nicht auf Wildnis als einen Ort angewiesen, sondern auf die Zeit, in der die Wildnis wieder ihre Herrschaft antritt. Tagsüber sind Eulen kaum als wilde Tiere anzusehen. Sie sind dann possierliche Federbüschel, allenfalls ihr Blick zeigt, dass sie in Wirklichkeit etwas anderes sind. Sie bringen die Wildnis aber auch dahin mit, wohin sie sich wieder ausbreiten, aber nur für *ihre* Zeit. Wo sich der Uhu wieder ansiedelt, werden die Nächte unheimlicher.

Die Heimtückischen

Während die einen mit List ihr Überleben sichern, bringen die *Heimtückischen* mit nicht weniger List aus reiner Bösartigkeit andere ums Leben. Wenn der Fuchs seine Beute tötet, dann deshalb, weil er sich ernähren muss. Bei der Schlange tritt das ganz in den Hintergrund, ihr Biss ist pure Bosheit. Die Art ihres Angriffs zeigt ihre Tücke: Sie greifen an, wenn das Opfer nicht damit rechnet. Das tun andere, die doch edle Räuber sind, auch. Die Heimtücke der Schlange aber zeigt sich in der Art ihrer Waffen. Sie kämpft nicht mit Zähnen und Krallen, ja, sie *kämpft* eigentlich gar nicht. Der „Kampf" ist entschieden, bevor er begonnen hat. Die Heimtückischen würgen ihr Opfer oder töten es gar mit Gift. Krieger, selbst Räuber tun das nicht, sie benutzen männliche Waffen. Mit Gift morden die Schwachen, die Frauen oder intrigante Höflinge; die Würgeschnur ist die Waffe gedungener Meuchelmörder, nicht der Räuber. Wer sich gegen die Heimtückischen im offenen Kampf verteidigen will, ist chancenlos, denn sie stellen sich ihm nicht. Sowie sie einen bemerken, sind sie verschwunden, ohne dass man sie gesehen hätte. Man muss die Schlangen und die Skorpione totschlagen, wo immer man sie trifft, daran ist niemals etwas Böses, denn man kommt immer nur ihrem Angriff zuvor, und es gibt keine Regeln, wie das Töten waidgerecht zu geschehen hätte. Töten muss man sie aber nicht nur, weil von ihnen tödliche Gefahr ausgeht, sondern weil sie es verdienen. Schlangen sind nicht etwa nur listig, sie sind verschlagen, ihre List dient dem Bösen. Ob sie hässlich sind oder schön, lässt sich nicht leicht sagen. Ihre Hässlichkeit ist faszinierend, ihre Schönheit hat etwas Verführerisches; der Name der Schlange ist seit jeher mit der Erbsünde verbunden.

Die Heimtückischen gehören nicht zu jeder Wildnis. Die lichten Weiten, die Gebirge, die Tundra und Taiga kennen solche Tiere nicht. Und obwohl jeder weiß, dass es in der Wüste Klapperschlangen gibt: Essentieller Bestandteil der Wüste sind die Heimtückischen nicht, wohl aber der Wildnis des Dschungels. Sie und das, was ihnen ähnlich ist – selbst die Pflanzen erwürgen einander dort – machen das Wesen dieser Wildnis aus: Der Kampf aller gegen alle wird nirgends erbarmungsloser geführt als dort (in der kargen Wildnis der Wüsten, der Hochgebirge, der Polargebiete kämpft das Leben nicht gegeneinander, sondern gegen die unbelebte Natur), und dieser Kampf wird hinterlistig, heimtückisch, aus dem Verborgenen heraus geführt. Selbst die Herrscher machen dort, wie gesehen, darin nicht unbedingt eine Ausnahme. Es sind nicht zuletzt die Heimtückischen, die den Dschungel zu dem Typ von Wildnis machen, der er ist und der sich deutlich von den anderen Arten von Wildnis abhebt. Sie selbst haben, um als wilde Tiere zu erscheinen, die Wildnis nicht nötig. Doch erscheinen sie nicht in dem Maße als *wilde* Tiere wie etwa die Herrscher und die Blindwütigen. Die Schlange ist so sehr Symbol des Bösen, dass der Aspekt des Wilden, das doch *ambivalent* ist, demgegenüber zurücktritt.

Die Monstren

Die Rolle des Prototyps der wilden Tiere könnte den Herrschern vielleicht doch streitig gemacht werden. Es gibt außer diesen „Herrscher" anderer Art. Sie haben aber nichts Edles, gar Majestätisches, weshalb man ihnen diesen Titel doch nicht zugesteht. Ihre Herrschaft jedoch ist uneingeschränkt. Ihrer

©Bayerische Akademie für Naturschutz und Landschaftspflege (ANL)

rohen Kraft kann niemand widerstehen, Gegenwehr ist aussichtslos, wie bei den Blindwütigen, doch sind sie, anders als diese, keineswegs im Grunde friedlich. Man ist vielleicht geneigt, sie grausam zu nennen. Wenn sie ihr Opfer töten, dann nicht durch einen Tatzenhieb oder einen gezielten Biß in die Kehle. Haie reißen es in Stücke, wobei ihnen gleichgültig ist, womit sie anfangen. Krokodile greifen es an einem beliebigen Körperteil und schütteln es, bis es tot ist. Sie sind dabei aber keineswegs in rasender Wut, sondern sie tun das auf eine kalte, gleichsam mechanische Weise. Sie sind also doch nicht eigentlich grausam, denn sie sind jenseits von gut und böse, vor aller Moral. Auch wenn das Krokodil unsichtbar im schlammigen Wasser auf sein Opfer wartet und es so ergreift, dass es keine Chance hat zu entkommen, ist es doch nicht heimtückisch wie die Schlange oder klug wie der Panther, die ebenfalls aus dem Verborgenen angreifen. Es ist zu gefühllos und zu dumm, zur Heimtücke ist es gar nicht in der Lage, es reagiert blind auf Reize, wie der Hai auch. Wenn er Blut riecht oder eine Bewegung bemerkt, greift er an, er kann gar nicht anders. Er ist eine Kampfmaschine. Man kann ihn nicht einschüchtern, nicht etwa, weil er mutig wäre, sondern weil er zu einer Seelenregung und damit auch zur Angst gar nicht fähig ist.

In der Gefühllosigkeit wird der Grund liegen, weshalb die Monstren doch an Wildheit etwa dem Panther nicht gleichkommen. Sie sind urweltlich-alte Tiere, die noch unter der Stufe stehen, auf der das Wilde, auf der Gefühl beginnt. Das Wilde ist nämlich verbunden mit Leben und der Lust daran, der Lust an der Gefahr, am Jagen und Töten, am Rauschhaften, am Fehlen aller Gesetze, und vor allem an der damit verbundenen Freiheit. Das Wilde setzt eine gewisse Kultur voraus. „Wild“ ist nicht zuletzt das Lebendige in der Kultur; es gibt z.B. wilde Feste. Die wilden Tiere sind Figuren aus der Kultur, doch verkörpern sie immer das Lebendige an ihr. Die Monstren können das nicht, sie leben eigentlich nicht und sie bringen den Tod, zudem einen, der sinnlos erscheinen muss, weil er sich nicht so recht in den Kreislauf von Werden und Vergehen einordnen läßt, geht er doch nicht von wirklich Lebendem aus.

Der Hai bewegt sich völlig ungebunden im grenzenlosen Ozean, und doch gehört er nicht zu den Freien. Mit einem gefangenen Hai würde man kaum Mitleid empfinden, und dies kaum deswegen, weil er wegen seiner Bosheit es nicht besser verdient hat, sondern weil er die Freiheit ja doch nicht genießen kann. Sein Gesichtsausdruck ist von irritierender Ausdruckslosigkeit, die als äußerste Bosheit erscheint, aber es ist eine kalte, ungerührte Bosheit. Als Haie bezeichnet man solche Verbrecher, deren Motive nicht Rache oder Eifersucht sind oder was sonst mit dem *Leben* zu tun hat, sondern sie sind eiskalte Geschäftemacher.

Die Kultur hat sich zwar aus der Wildnis entwickelt, aber die Wildheit ist doch nicht der allererste Anfang, eine gewisse Entwicklung muß schon stattgefunden haben, wenn etwas wild sein soll. Es muss *Gefühle* geben:[5] Die rohesten, noch ganz gefühllosen Tiere und damit auch die Monstren (aber auch solche, die gar nicht als Tiere erscheinen, sondern z.B. als Krankheitserreger) gehören eher zu den bloßen Naturgewalten, *gegen* die sich die wilden Tiere behaupten müssen. Das Krokodil ist für die Tiere, die zur Tränke gehen, nicht eigentlich Kampfgegner wie ein Leopard oder ein Löwe, so wie eine reißende Flut kein Kampfgegner ist.

Die Monstren sind hässlich. Es ist aber nicht die Häßlichkeit der Blindwütigen, die deren Wesenseigenschaft zum Ausdruck bringt, nicht belästigt werden zu wollen (wer an anderen keinerlei Interesse hat, dem ist es egal, wie er aussieht), und die in ihrer Massigkeit durchaus, ungereizt, etwas Behäbig-Gemütliches haben kann. Es ist das Hässliche der untersten, rohesten Stufe der Wildheit, die nichts als blinde, gefühllose Gewalt ist. Sie tun bereits dem Auge weh.

Die Monstren sind Teile der Wildnis, sie machen ihren Ort dazu, und es ist nicht das Leben in der Wildnis, das sie zu wilden Tieren macht. Sie sind das immer, in jeder Situation, und zwar wegen ihrer mechanischen, gefühllosen Gefährlichkeit.

Schwärme, Gewimmel, Gewürm

Wilde Tiere sind Individuen. Selbst die untersten, die Monstren, sind das in gewisser Weise noch. Zwar ist es kaum vorstellbar, dass ein Hai einen Namen hat (er heißt bestenfalls „Der weiße Hai“), er ist nur ein Vertreter seiner Gattung, aber immerhin ein Einzelner. Noch weiter unten in der Rangliste stehen solche, die als einzelne keine wilden Tiere sind, in Massen aber Naturgewalten wie Sturm und Hagel. Als etwas von dieser Art werden die *Schwärme* der Heuschrecken seit jeher wahrgenommen. Sie greifen keinen einzelnen an wie Haie und Krokodile, sondern schlechthin alles, was lebt, sie hinterlassen kahle Landstriche. Sie kommen aus der Wüste und bringen die Wüste mit sich. Von den leblosen Naturgewalten unterscheiden sie sich nur durch ihre Gefräßigkeit. Selbst das, was doch alles Leben kennzeichnen sollte: dass es sein eigenes Leben schützt, kennen sie nicht. Es macht ihnen nichts aus, getötet zu werden, sie lassen das ohne Gegenwehr und Fluchtversuch geschehen, bis zum letzen Augenblick fressend.

Tiefer noch als die Schwärme, ganz unten, steht das *Gewimmel*. Es strebt auf kein Ziel hin, seine Bewegungen haben überhaupt keine Richtung, es greift nicht an, ist möglicherweise gar nicht gefährlich, es ist nur da und wimmelt. Auf das Einzelne kommt es nicht an, es ist nicht, selbst in der Vielfalt seiner Gestalten, von anderem Einzelnen unterscheidbar. Wie immer das Einzelne aussehen mag, schön oder hässlich: Das Gewimmel ist in erster Linie eklig.[6] Als solches macht es einen wesentlichen Zug einer Art von Wildnis aus, für die der Dschungel zumindest in manchen Vorstellungen ebenfalls idealtypisch ist:[7] Der Kreislauf, sonst Inbegriff der Naturharmonie,

[5] Auch wenn man die lebensfeindliche Natur der Arktis und der Hochgebirge als Wildnis bezeichnet, so ist doch nicht eigentlich diese Natur wild. Das Leben darin, die Tiere sind wild, die sich gegenüber dieser rohen, physikalischen Natur bewähren müssen.

[6] Nicht immer allerdings: Das „wimmelnde Leben“ in einer Wiese ist Teil der Wiese, des paradiesisch-arkadischen Ganzen der Natur an diesem Ort.

[7] „Verwesung voller Keime, glitschig wie Vaseline, Tümpel im Morgenrot wie Tümpel von schmutzigem Blut, Monatsblut, Tümpel voller Molche, nichts als schwarze Köpfe mit zuckenden Schwänzchen wie ein Gewimmel von Spermatozoen […]“ (Max Frisch, Homo faber; im Dschungel Mittelamerikas).

©Bayerische Akademie für Naturschutz und Landschaftspflege (ANL)

wird hier zur ekelhaften Allgegenwart von Fressen und Ausscheiden, Gebären und Verwesen als einer untrennbaren Einheit. So wie im Dschungel die Wesensart der Heimtückischen selbst auf die Herrscher übergreift, so drückt auch das Gewimmel die seine dem Dschungel insgesamt auf. Der Kampf aller gegen alle ist im Dschungel, wo er ja seine extremste Ausprägung findet, von der Art bloßen Gewimmels. Es kommt auf den Einzelnen nicht an, und selbst das Ganze verliert seine Form, es gibt keine Richtung, keinen Rhythmus, nur ein allgemeines Durcheinander des Fressens und Gefressenwerdens.

Das Gewimmel ist an bestimmte Typen von Wildnis gebunden, den Dschungel und was diesem ähnelt, insbesondere den Sumpf, hier vornehmlich in Form des *Gewürms*. Wenn es sich in kultiviertes Land ausbreitet, muss das aber nicht die Rückkehr der Wildnis bedeuten. Auch wenn die Zivilisation durchaus seine eigene Art von Gewimmel hat, so ist das Gewimmel an sich doch so unspezifisch, dass es nicht nur Wildnis, sondern auch Verwilderung bedeuten kann.

Die Drecksviecher

Verwilderung geht von der Kultur aus. Sie ist der Rückfall auf eine mit der Kultur überwundene Stufe. Die ursprüngliche Wildnis ist in Unschuld ambivalent, die gute (schöne, edle) und die böse (hässliche, grausame) Seite sind in Unschuld verbunden. Durch die Maßlosigkeit der Zivilisation, die eigentliche Ursache für den Rückfall, aber ist das Böse, Schlechte und Hässliche in der Verwilderung allein übrig geblieben und absolut geworden. Von der Verwilderung ist aller Zivilisationsfirnis abgeblättert und die Roheit der Wildnis verbindet sich mit der von der Überfeinerung der Zivilisation übriggebliebenen durchtriebenen Bosheit. Der Verwilderte hat, anders als noch der roheste Barbar, nichts Unschuldig-Kindliches mehr.

Im Dreck der verwilderten Großstädte, in ihren Abfällen und in den verkommenen Ecken, tummeln sich die Ratten. Sie gleichen den verkommenen Großstadtbewohnern: Sie haben jede Individualität verloren, sie sind ein Massenphänomen; die verkommenen Ecken wimmeln von Ratten wie die Großstädte von Menschen. Ratten sind, wie die Großstadtbewohner, sitten- und hemmungslos, ihr Wesen ist die ungezügelte Gier. Sie sind verschlagen, tückisch, aber anders als die Schlangen; diese sind nicht gierig, hemmungslos, sie leben einzeln, sie sind nicht schmutzig und auch nicht – zumindest nicht in der Art der Ratten – hässlich. Die Gefahr, die von den Ratten ausgeht, ist nicht der tödliche Biss, sondern dass sie alles sich gleich machen: Wo sie sind, verfällt alles, sie sind eklig und übertragen ekelhafte Krankheiten. Ratten gibt es nirgends außer in den verwilderten Ecken. Denn wo sie hausen, dorthin ist mit ihnen die Verwilderung eingezogen. Sie leben im Dreck, verbreiten den Dreck und sind Dreck. Vom Gewimmel, das mit ihnen zusammenlebt, den Läusen, Kakerlaken usw., unterscheiden sie sich dadurch, dass sie moralische Subjekte sind: Sie sind böse; das Gewimmel steht so tief, dass es dazu nicht in der Lage ist. Wie die verkommenen Menschen unter Ratten leben, so diese unter dem Gewimmel.

Einige Tiere sind nur Drecksviecher, wenn sie im Dreck leben. Manche unter diesen sind für den Abstieg zu Müllhaldenbewohnern prädisponiert. Die Krähen waren vorher schon Aasfresser, Galgen-Vögel. Die Möwen aber, die am Himmel über der stürmischen See freie wilde Tiere sind, nehmen in den Städten einen ganz anderen Charakter an, ähnlich die Tauben. Was zum Drecksvieh taugt, hat schwerlich von sich aus die Fähigkeit, ein wildes Tier zu sein. Wenn, dann ist es das Leben in der Wildnis, das es dazu macht. Es kann nicht die Wildnis in die Stadt bringen: Dort bedeutet es Verwilderung. Wie das Beispiel der verwilderten Ratten auf ozeanischen Inseln zeigt, ist dieses Extrem der Drecksviecher in der Lage, selbst die Wildnis verwildern zu lassen, also degenerierte Zivilisation aus ihr zu machen.

4. Ausblick

Man wird mit dieser Skizze in der Landschaftsplanungs- und Naturschutzpraxis sicher noch nicht viel anfangen können. Es sollte aber deutlich geworden sein, *welcher* Art die Untersuchungen sein müssten, die als erstes anzustellen sind, wenn man z.B. wissen will, warum uns die Ausrottung des Sibirischen Tigers mehr bewegt als die der Saiga-Antilope, oder was man tut, wenn man es zulässt, dass der Wolf sich wieder ausbreitet, oder was man tun sollte, um in einem Nationalpark das Erleben von Wildnis zu ermöglichen oder auch nur zu simulieren.

Man könnte nun diese Skizze ergänzen und man könnte sie kritisieren. Die Kritik kann, das haben wir oben schon angedeutet, nicht in der Behauptung bestehen, die Gültigkeit der Aussagen sei nicht nachgewiesen, solange nicht statistisch gesichert ist, dass ein hinreichender Prozentsatz der Bevölkerung so denkt und empfindet. Das ginge völlig an der Sache vorbei. Selbstverständlich kann man auch nicht einwenden, dass die Tiere gar nicht so sind wie hier beschrieben. Denn wie sie sind, wird gar nicht beschrieben, sondern nur, wie „man“ sie sich vorstellt. Wessen Vorstellung stark von dem Wissen darüber geprägt ist, wie die Tiere „in Wirklichkeit“ sind, der eignet sich schlecht als Kritiker.

Die phänomenologische ist keine kritische Methode. Sie prüft nichts auf seine Richtigkeit und widerlegt nichts, jedenfalls nicht im üblichen Sinn (s. dazu unten). Die Bestätigung besteht in der „ja, so ist es“-Reaktion des Lesers. Lautet die Reaktion „so ist es aber gar nicht“, so ist das in der Regel keine Widerlegung. Es bedeutet nur, dass dieser Leser einem Kreis mit anderen Erfahrungen angehört, deren Äußerung man wiederum mit der phänomenologischen Analyse der eigenen Erfahrungen nicht wiederlegt hat.

Dennoch kann man einer solchen Analyse Fehler nachweisen. Der Artikulationsversuch könnte inkonsistent sein. Oder man könnte bestimmte Eigenschaften in ihrer Bedeutung falsch gewichtet haben, was einem erst aufgeht, wenn man sein Vorgehen in diesem Fall mit dem in anderen Fällen vergleicht. Eine genauere Untersuchung könnte z.B. zeigen, dass es doch nicht richtig ist, den Marder mit dem Fuchs in eine Gruppe zu stellen. Wenn man andere, bisher nicht beachtete, aber einem doch im Grunde immer schon bekannte Eigenschaften ans Licht hebt, könnte man jene Zuordnung, die zunächst eine „ja, so ist es“-Reaktion bei einem selbst und bei anderen hervorruft, als falsch erkennen (als *falsch*, nicht einfach als eine, die man auch vornehmen kann und die auch ihre Vorzüge hat).

©Bayerische Akademie für Naturschutz und Landschaftspflege (ANL)

Unsere Skizze ist so grob, enthält so viele unsichere Zuschreibungen, dass von einer eingehenderen Untersuchung eine ganze Reihe von Revisionen zu erwarten sind, vielleicht auch grundsätzlicher Art: Ist überhaupt der Begriff des wilden Tieres haltbar, den wir verwendet haben? In ihm steckt die Wildheit, die wir an einer Hauskatze oder an einem „wilden Kind" erkennen, ebenso wie das Leben in der Wildnis, das doch nicht unbedingt mit den Eigenschaften verbunden sein muss, wegen derer man Katze und Kind wild nennt. Ist unser Wildnisbegriff haltbar, von dem her wir doch implizit die Begriffe abgeleitet haben, die uns dann zur Typisierung der Tiere dienten, wie Freiheit, Gewalttätigkeit, List? Auch haben wir sehr verschiedenes – Dschungel und Wüste z.B. – unter Wildnis gefasst. Man halte sich vor Augen, wie offensichtlich falsch es ist, Verwilderung mit Wildnis gleichzusetzen (wie es doch unter Naturschützern so oft geschieht: „sekundäre Wildnis"). Dann scheint es einem schon möglich, dass sich auch noch andere Inkonsistenzen auftun könnten in dem, was wir so leichthin Wildnis nennen, wenn wir differenzierter betrachten, welche Zuordnungen wir „erfahrungsgemäß" treffen. Wir würden dann überrascht sein, dass wir „immer schon" etwas anderes gemeint haben als wir sagten.

Vielleicht ist es auch weniger sinnvoll als unterstellt, nach *der* Vorstellung von wilden Tieren, wie sie *der* Kultur unserer Zeit und unserer Gesellschaft eigen ist, zu suchen. Zumindest wäre es in weiteren Schritten angebracht, diese Kultur nicht als etwas zu betrachten, das einen Kern hat, der sie repräsentiert (wie es im typologischen Denken immer naheliegt), sondern als ein differenziertes Gebilde, in dem man vor allem die *Brüche* zeigen müßte – zwischen gesellschaftlichen Gruppen und im Wandel der Zeit (am Beispiel des Wals haben wir das oben angedeutet). Im Begriff des Typischen in den Vorstellungen der Kultur ist, anders als in dem der Mehrheits- oder Durchschnittsvorstellungen, ein sehr komplexes Geschehen angesprochen, vor allem des Kampfes um die Vorherrschaft ideologischer Positionen. Was als typisch zu gelten hat, bestimmt vielleicht, ja in der Regel, eine Minderheit, und die Mehrheit zählt möglicherweise kaum. Zweifellos ist das, was oben als typisch beschrieben wurde, teils eher die Sicht einer Minderheit von Bildungsbürgern, teils eine Sicht, von der man weiß, dass sie allgemein verbreitet war im bäuerlichen-ländlichen Milieu, dass sie aber heute nur von wenigen geteilt wird. So werden wohl viele widersprechen, wenn man die Vorstellung, dass Eulen Totenvögel sind, als für unsere heutige Kultur typisch bezeichnet – aber doch bemerkt auch der moderne Mensch an den Eulen etwas Dämonisches. Wie es sich erklärt, dass es so ist, und wie es sich rechtfertigt, so zu sprechen, ist nicht leicht zu beantworten. Man sieht: Die phänomenologische Artikulation ersetzt nicht eine Theorie der Kultur, sondern verlangt sie und liefert ihr Fragen.

Auch wenn der Begriff des Typischen einer Kultur schwierig ist: Man kann zwar in sozialempirischen Forschungen ermitteln, ob die Mehrheit den Wolf „attraktiv" findet oder wenigstens „Akzeptanz" für ihn aufbringt. Aber es bringt allemal mehr für den Naturschutz, durch phänomenologische Artikulation dessen, was man sich „eigentlich" vorstellt, wenn man an den Wolf denkt, herauszufinden, was typischerweise in unserer Kultur der Wolf bedeutet. Zu manchen Zwecken nützt uns diese Art von Wissen allerdings nichts oder doch nur wenig. Man kann es wohl kaum dazu verwenden, z.B. die „Akzeptanz" gezielt zu steigern, wenn man beabsichtigt, wilde Tiere sich wieder ausbreiten zu lassen. Es hilft einem aber zu verstehen, was dabei in der Gesellschaft geschieht. Man begreift auf diese Weise auch besser, was die Tiere (oder die Pflanzen, die Steine…) mit der Landschaft „machen". Manche Tiere machen, wie gesehen, die Wildnis wilder, manche machen sie erst zur Wildnis, andere sind dafür bedeutungslos. Solches Wissen wiederum hilft einem zu verstehen, was Wildnis überhaupt ausmacht – dass es um etwas anderes und weit komplexeres geht als um „natürliche Dynamik", dass es auch sehr verschieden ist, worum es da geht, dass es andere Arten von Wünschen sind, die uns das Gebirge, andere, die uns den Dschungel, wieder andere, die uns den Urwald verlockend erscheinen lassen. Und diese Art von Analyse könnte letztlich auch helfen zu verstehen, warum so viele gutgemeinte Projekte auf Widerstand stoßen, etwa weil das, was für die „Experten", die das Problem mit Begriffen wie „natürliche Dynamik" zu erfassen versuchten, „sekundäre Wildnis" ist, für andere einfach Verwilderung ist und damit etwas ganz anderes.

Literatur

SEIFFERT, Helmut (1983):
Einführung in die Wissenschaftstheorie. Bd. 2: Geisteswissenschaftliche Methoden: Phänomenologie – Hermeneutik und historische Methode – Dialektik. München, Beck.

STRASSER, Stephan (1964):
Phänomenologie und Erfahrungswissenschaft vom Menschen. Grundgedanken zu einem neuen Ideal der Wissenschaftlichkeit. Phänomenologisch-Psychologische Forschungen, Bd. 5. Walter de Gruyter & Co., Berlin.

WEBER, Max (1956):
Die „Objektivität" wissenschaftlicher Erkenntnis. In: Ders.: Soziologie. Weltgeschichtliche Analysen. Politik. Alfred-Kröner-Verlag, Stuttgart. 186-262.

Anschrift der Verfasser(-innen):

Stud. Ing. Birgit Elitzer
Stud. Ing. Anne Ruff
Prof. Dr. Ludwig Trepl
Dipl.-Ing. Vera Vicenzotti
Lehrstuhl für Landschaftsökologie
der Technischen Universität München
Wissenschaftszentrum Weihenstephan
für Ernährung, Landnutzung und Umwelt
Am Hochanger 6
85350 Freising

©Bayerische Akademie für Naturschutz und Landschaftspflege (ANL)

Hinweise für Autoren – Manuskripthinweise

Einsendungen von Beiträgen (in deutscher Sprache) aus dem Bereich Naturschutz und Landschaftspflege sind willkommen.

Es werden nur bisher unveröffentlichte Beiträge zur Publikation angenommen. Der Autor/die Autorin versichert mit der Einreichung seines/ihres Typoskripts, dass der Beitrag nicht bereits anderweitig erschienen ist. Der Autor versichert ferner, dass sein Beitrag und das von ihm/ihr zur Verfügung gestellte Bildmaterial usw. die Rechte Dritter nicht verletzt oder verletzen wird. Grundsätzlich sind für alle Bestandteile die Quellen anzugeben. Der Autor/die Autorin stellt den Verlag (ANL) insoweit von Ansprüchen Dritter frei. Im Einzelfall ist die eventuell notwendige Beschaffung des Copyrights mit der Schriftleitung schriftlich abzuklären.

Zur Einhaltung der gewünschten Formalien gibt es „Hinweise für Autoren/Richtlinien“, die bei der Redaktion angefordert werden können.

Mit der Einreichung des als „Druckreife Endfassung“ gekennzeichneten und mit der Adresse versehenen Typoskripts erklärt sich der Autor/die Autorin mit einer Veröffentlichung einverstanden. Die Redaktion der ANL behält sich vor, Bilder, Tabellen, Grafiken oder ähnliches in Einzelfällen nach zu bearbeiten und gegebenenfalls Textkürzungen und kleinere Korrekturen vorzunehmen.

Der Autor/die Autorin verpflichtet sich, ihren Beitrag keiner anderen Zeitschrift innerhalb von 2 Jahren ab Veröffentlichung an der ANL anzubieten oder dort in identischer oder ähnlicher Form zu veröffentlichen. Dieses gilt auch für die Veröffentlichung auf einer Homepage. Vor einer etwaigen Veröffentlichung ist die Genehmigung der ANL-Redaktion einzuholen.

Zum Urheber- und Verlagsrecht sowie bezüglich Zusendungen: siehe oben!

Impressum

Berichte der ANL

Zeitschrift für Naturschutz, Pflege der Kulturlandschaft und Nachhaltige Entwicklung
Heft 29 (2005)
ISSN 0344-6042 – ISBN 3-931175-78-2

Herausgeber:
Bayerische Akademie für Naturschutz und Landschaftspflege (ANL)

Seethalerstr. 6
83406 Laufen a. d. Salzach
Telefon: 0 86 82/89 63-0
Telefax: 0 86 82/89 63-17 (Verwaltung)
0 86 82/89 63-16 (Fachbereiche)
E-Mail: poststelle@anl.bayern.de
Internet: http://www.anl.bayern.de

Die Bayerische Akademie für Naturschutz und Landschaftspflege ist eine dem Geschäftsbereich des Bayerischen Staatsministerium für Umwelt, Gesundheit und Verbraucherschutz zugeordnete Einrichtung.

Schriftleitung und Redaktion:
Dr. Notker Mallach, ANL
Fon: 0 86 82/89 63-58
Fax: 0 86 82/89 63-16
E-mail: Notker.Mallach@anl.bayern.de

Die Zeitschrift versteht sich als Fach- und Diskussionsforum. Für die Einzelbeiträge zeichnen die jeweiligen Autoren verantwortlich. Die mit dem Verfassernamen gekennzeichneten Beiträge geben nicht in jedem Fall die Meinung des Herausgebers bzw. des Schriftleiters wieder.

Redaktionsrat in der ANL:
Dr. Werner d’Oleire-Oltmanns, Manfred Fuchs, Dr. Christoph Goppel, Dr. Walter Joswig, Dr. Klaus Neugebauer, Johannes Pain, Peter Sturm

Redaktionsbüro:
Dr. Notker Mallach; N.N.

Betreuung der englischen Textteile:
Dr. Klaus Neugebauer, ANL

Verlag: Eigenverlag

Herstellung:
Satz und Druck werden für jedes Heft gesondert ausgewiesen.

Für das vorliegende Heft gilt:
Satz: Hans Bleicher · Grafik · Layout · Bildbearbeitung, 83410 Laufen
Druck und Bindung: Oberholzner Druck KG, 83410 Laufen

Erscheinungsweise:
Einmal jährlich; ab Sommer 2006 zweimal als Halbjahreszeitschrift mit dem neuen Namen **„ANLIEGEN NATUR“**.

Urheber- und Verlagsrecht:
Die Zeitschrift und alle in ihr enthaltenen einzelnen Beiträge, Abbildungen und weiteren Bestandteile sind urheberrechtlich geschützt. Jede Verwendung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung der ANL und der AutorInnen unzulässig.

Bezugsbedingungen/Preise:
Jedes Heft trägt eine eigene ISBN und ist zum jeweiligen Preis einzeln bei der ANL erhältlich: bestellung@anl.bayern.de. Über diese Adresse ist auch ein Abonnement (=Dauerbestellung) möglich.

Auskünfte über Bestellung und Versand: Thekla Surrer, Tel. 0 86 82/89 63-32

Über Preise und Bezugsbedingungen im einzelnen: siehe Publikationsliste am Ende des Heftes.

Zusendungen und Mitteilungen:
Manuskripte, Rezensionsexemplare, Pressemitteilungen, Veranstaltungsankündigungen und -berichte sowie Informationsmaterial bitte nur an die Schriftleitung/Redaktion senden. Für unverlangt Eingereichtes wird keine Haftung übernommen und es besteht kein Anspruch auf Rücksendung. Wertsendungen (Bildmaterial) bitte nur nach vorheriger Absprache mit der Schriftleitung schicken.
Die Schriftleitung/Redaktion bittet darüber hinaus um Beachtung der Rubrik „Hinweise für Autoren – Manuskripthinweise“ am Ende des Heftes.

ZOBODAT - www.zobodat.at

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: Berichte der Bayerischen Akademie für Naturschutz und Landschaftspflege (ANL)

Jahr/Year: 2005

Band/Volume: 29

Autor(en)/Author(s): Elitzer Birgit, Ruff Anna, Trepl Ludwig, Vicenzotti Vera

Artikel/Article: Was sind wilde Tiere? 51-60